

Andine Philosophie

Versuch einer Annäherung an eine indigene Weisheitstradition und Kosmo-Spiritualität

Wenn wir den Begriff «Philosophie» hören, denken wir wohl schnell an Platon und Aristoteles, die Denker der griechischen Antike, vielleicht auch an Sokrates, und möglicherweise fällt uns noch ein, dass auch Indien und China eine lange philosophische Tradition aufweisen. Philosophisches Denken an Universitäten und Bildungseinrichtungen rund um den Globus wird nach wie vor mit dem Abendland in Verbindung gebracht, und zwar auf derart exklusive Weise, dass anderen Kulturkreisen abgesprochen wird, eine eigene philosophische Tradition zu haben, es sei denn, diese hätten sich die abendländische in irgendeiner Art und Weise zu eigen gemacht.

Dabei führen die VertreterInnen dieser Monopolstellung als Bedingungen für den Besitz einer «Philosophie» neben anderen die Existenz philosophischer Texte, individuelle AutorInnenschaft, eine entsprechende Fach-Terminologie und eine kohärente und konsistente Rationalität an. Dabei wird debattiert, ob es geeignete «philosophische Sprachen» (griechisch, lateinisch, deutsch) gebe, ob die binäre oder zweiwertige Logik universell sei, ob die indischen und chinesischen «Philosophien» nicht doch eher spirituelle oder mythologische Texte seien, und ob «Philosophie» in einem strikten Sinne nicht doch auf das Abendland beschränkt sei, also «griechisch» sei, wie Heidegger und andere zu behaupten meinen.

Wenn ich also hier von «Andiner Philosophie» spreche, ist dies nicht nur ein Tabubruch, sondern auch ein Frontalangriff auf den philosophischen Exklusivismus des Abendlandes, oder mit anderen Worten, eine Kritik am Eurozentrismus, bzw. Okzidentozentrismus der akademischen Philosophie. An dieser Stelle geht es mir aber nicht um diese interkulturelle Debatte, da ich überzeugt bin, dass die Weisheit und Kosmo-Spiritualität aus dem Andenraum genuine Philosophie ist und nicht nur das: dass sie uns in der aktuellen Weltlage viel zu sagen hätte, wenn man und frau denn gewillt wäre, hinzuhören. Allerdings bin ich mir auch bewusst, dass dies kein leichtes Unterfangen ist, denn sich in eine uns völlig fremde Art und Weise des Denkens und Vorstellens einzulassen, ist möglicherweise ein größeres Abenteuer als mitten im Amazonas ausgesetzt zu sein. Aber versuchen wir es, es lohnt sich allemal.

1. Statt Metaphysik des Seins eine Dynamik von Beziehungen

Die vorherrschende abendländische Philosophie ist seit ihren Anfängen im antiken Griechenland trotz abweichender Ansätze im Grunde genommen eine «Substanz-Metaphysik», die auf der Sprachstruktur indo-europäischer Sprachen aufbaut. Die Substanz ist analog dem sprachlichen Substantiv Trägerin von Attributen und Handlungen, die sich ontologisch dem Selbststand der (individuellen) Substanz unterordnen. In der Sprachstruktur wird dies durch die überragende Bedeutung des Substantivs ausgedrückt, dem Adjektive und Verbalformen zugeordnet werden. In der Neuzeit tritt an die Stelle der (materiell oder geistig interpretierten) Substanz das (menschliche) Subjekt (*cogito-res cogitans*), das einer mehr oder weniger passiven Objektwelt (*cogitata mea-res extensa*) gegenübersteht. Beziehungen sind Akzidentien oder Attribute einer Substanz, bzw. eines Subjekts und werden durch diese

konstituiert. Die Identität (Selbststand) einer Substanz, eines Subjekts oder Individuums ist gleichsam originär gegeben, idealistisch gesprochen: das Ich konstituiert sich selbst.

Ganz anders lautet das philosophische Axiom und die allgemeine Grundbefindlichkeit im Kontext der Anden Südamerikas. Das ursprüngliche «Sein» ist die Beziehung, also das Netz von Verbindungen über Raum und Zeit hinweg, das kosmische Dimensionen beinhaltet und sowohl auf Ketschua als Aymara als *Pacha* (kosmisches Beziehungsgeflecht) bezeichnet wird. Der geordnete Kosmos ist wesentlich durch die Relationalität als metaphysische *Arché* (Prinzip und Ursprung), und nicht durch die Substantialität bestimmt. Diese philosophische Einsicht findet ihre Entsprechung in der Sprachstruktur der andinen Sprachen, insbesondere Ketschua und Aymara. Dem Verb oder Tätigkeitswort kommt eine zentrale und verbindende (relationierende) Funktion zu; es ist der Relationator par excellence, welches die entsprechenden Relata (Individuen, Subjekte) erst konstituiert. Dieser Grundsatz – «an Anfang war die Beziehung» – hat weitreichende Konsequenzen für die Kosmologie, Anthropologie, Ethik und politischen Theorien.

Bevor ich mich daran mache, diese Konsequenzen aufzuzeigen, möchte ich eine Erläuterung zur «Andinen Philosophie» insgesamt machen, um Missverständnissen vorzubeugen. Es handelt sich nicht um eine vor-koloniale Philosophie, also zum Beispiel um eine Inka-Philosophie, auch ist eine solche sicherlich entscheidend an der Ausgestaltung einer zeitgenössischen Andinen Philosophie beteiligt. Die Andine Philosophie ist vielmehr der systematische Ausdruck dessen, was heute unter postkolonialen und synkretistischen Vorzeichen bei der indigenen und Mestizen-Bevölkerung des Andengebiets lebt und diese in ihrem Denken und Tun bestimmt. Dabei kann man oder frau nicht auf Texte zurückgreifen, in denen dieses Denken verfasst und auf den Begriff gebracht wäre. Andine Kulturen waren und sind bis heute vorwiegend oder ausschließlich mündliche Kulturen. Die Andine Philosophie ist vielmehr aus dem kollektiven Unterbewussten, den Mythen, Erzählungen, aber auch den Ritualen und Gebräuchen, den ikonischen Darstellungen (Textil; Tonkrüge) und piktografischen Hinweisen zu entnehmen. Dazu kommen die Berichte der ersten Chronisten der spanischen Konquistadoren, die mehrheitlich indigen oder mestizisch waren und die ursprüngliche Denkart und Prinzipien noch durchaus vertreten haben, auch wenn diese zum Teil durch abendländische und vor allem katholische Bezeichnungen und Vorstellungen überlagert waren.

Andine Philosophie gibt es in impliziter Form seit den Ursprüngen der andinen Völker, wovon die Zivilisation der Inkas nur einen kleinen und zudem zeitlich sehr kurzen (kaum drei Jahrhunderte) Teil ausmacht. Explizit aber, also im Sinne eines systematisch aufbereiteten und in Begrifflichkeit gebrachten Denkens weist die Andine Philosophie erst ein paar Jahrzehnte auf und wurde in dieser Zeit auch verschriftlicht. Inzwischen gibt es nicht nur Lehrstühle für Andine Philosophie an einigen Universitäten, sondern auch Zeitschriften, Konferenzen und Forschungsvorhaben, die sich mit dem Thema auseinandersetzen und dieses im Rahmen eines philosophischen interkulturellen Dialogs auch in die akademische Welt des Abendlandes einbringen, allerdings mit wenig Erfolg. Ich selbst beschäftige mich seit über 30 Jahren mit dem Thema und habe wegweisende Grundlagenarbeit dazu geleistet. Im Gegensatz zu sogenannten «indigenistischen» und postmodernen VertreterInnen verstehe ich meinen Ansatz interkulturell. Das Verständnis Andiner Philosophie ist für Menschen außerhalb des andinen Kulturkreises nur insofern möglich, als diese bei ihren eigenen Zivilisationsbeständen und Philosophien anknüpfen können. Deshalb verstehe ich mich im Grunde genommen als *Chakana*, als «Brücke» zwischen Welten und philosophischen Paradigmen.

2. Pachasophie: Relationalität des gesamten Seins

Das Axiom der Relationalität besagt zunächst einfach, dass alles mit allem zusammenhängt, dass alles mit allem in Verbindung steht und es keine völlig in sich existierende Wesenheiten (eben «Substanzen»), keine «absoluten», also von anderen los-gelösten Seiende oder Bereiche gibt, sondern nur Seiende-in-Beziehung. Das holistische Prinzip besagt, dass Veränderungen oder Zustände bei einem Teil des Kosmos Auswirkungen auf andere Teile, sogar auf das gesamte Netz der Beziehung haben. Im Abendland kennt man dieses Prinzip als «Schmetterlingseffekt»: der Flügelschlag eines Schmetterlings im mexikanischen Chiapas kann die Ursache für einen Tsunami in Tonga sein. Wobei zugleich zu präzisieren ist: die Relationalität des gesamten Seins ist im andinen Verständnis nicht in erster Linie eine kausale, sondern eine symbolisch-repräsentative. Doch dazu später. Dieses Insgesamt von Beziehungen wird im Andenraum *Pacha* genannt, ein Begriff, der in den Wurzeln die Zweiheit (*pa-* oder *paya*) und die Dynamik (*-cha*) enthält. Somit wäre *Pacha* als kosmisches dynamisches Beziehungsgeflecht in einer Paar-Orientierung (*paridad*) zu deuten.

Pacha ist Raum und Zeit zugleich, Kosmos und Sein, Lebensgrundlage und Universum. *Pacha* ist Grundlage und zugleich Ausdruck des Relationalitätsprinzips: es ist Beziehung und ermöglicht diese auch. Deshalb kann *Pacha* auch als «Leben» in einem umfassenden Sinne verstanden werden, wobei das «biologische» Leben (Pflanzen, Tiere, Menschen) nur einen kleinen Teil davon ausmacht. Diese Besonderheit pflegt man im Abendland als Panzoismus («alles ist belebt») oder Hylozoismus («die Materie lebt») zu bezeichnen, allerdings geschieht dies oft vor dem Hintergrund einer Aufspaltung der Wirklichkeit in Geist und Materie, was für andines Denken fremd anmutet. Für dieses gilt die Gleichung: Relation ist Leben und Leben ist Relation; ohne Beziehung kein Leben, und ohne Leben keine Beziehung. Dieses «Leben» (*kawsay*; *qamaña*; *jakaña*) als transzendente Beschaffenheit der gesamten Wirklichkeit (*pacha*) führt dazu, dass diese Wirklichkeit nicht mechanisch oder gar mechanizistisch, sondern vielmehr «organisch» zu denken ist. Der Kosmos ist ein lebendiger Organismus, in dem alles mit allem verbunden ist. Eine Beeinträchtigung eines Teils zieht demnach unweigerlich eine Beeinträchtigung des Ganzen nach sich, wie die Pandemie oder die Klimakatastrophe aktuell zeigen.

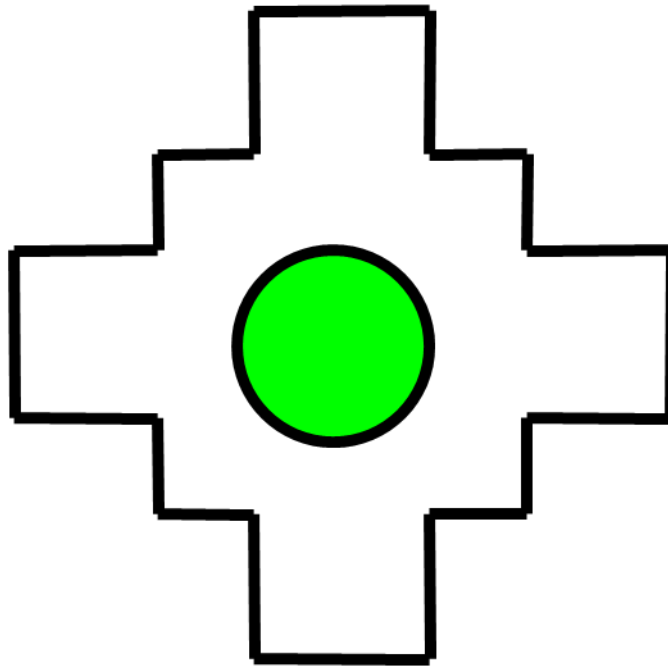
Die Relationalität allen Seins hat nicht nur «metaphysische» Implikationen, sondern direkt oder indirekt epistemologische, anthropologische, ethische und politische. *Pacha* kann nur «erkannt» werden, indem sie symbolisch-repräsentativ erschlossen wird, was vorrangig im Symbol, im Ritual und in der (mündlichen) Erzählung geschieht. Das andine Ritual des *qoway* oder der *waxt'a* ist im Grunde eine Vergewisserung und zugleich auch Wiederherstellung des kosmischen Gleichgewichts der *Pacha*. Der andine Schamane (*yatiri*: «der Wissende») fungiert als «Brücke» (*chakana*) zwischen der konkreten sinnlich erfahrbaren Welt und der relational strukturierten Welt von Ahnen, Geistwesen, Schutzgeistern und Lebenskräften. «Wissen» in einem andinen Sinne bedeutet, sich mit dem Geheimnis der *Pacha* zu verbinden, die Harmonie und das Gleichgewicht zu erfahren und je nachdem wiederherzustellen, während die abendländische Wissenschaftsauffassung das «Wissen» als Ergebnis einer «Analyse», also einer Dekomposition des Ganzen in seine Teile, auffasst, was typisch androzentrisch und mechanisch ist. «Organisches» Wissen dagegen ist gynozentrisch und dem Leben insgesamt viel näher.

In einer holistischen Wirklichkeitsauffassung wie der andinen ist der Menschen nicht *toto coelo* vom Rest des Lebens und der nicht-lebendigen Wirklichkeit getrennt, sondern versteht sich als Teil des gesamten Netzwerks. Seine primäre Funktion ist es nicht, «Subjekt» von Erkenntnis und Handeln zu sein, sondern «Relationator», also Ermöglicher von Beziehungen. Der Mensch ist deshalb weder die «Krone der Schöpfung» noch der «Macher» von Gegenwart und Zukunft, sondern in erster Linie *Chakana*, also kosmische Brücke. Er verbindet auf rituelle, symbolische und tatkräftige Art und Weise unterschiedliche Bereiche miteinander, um dem Leben und der Relationalität zum Durchbruch zu verhelfen. Im Umgang mit dem, was das Abendland unter «Natur» versteht – übrigens ein Wort, das es in den indigenen Sprachen der Anden nicht gibt –, ist der Mensch nicht Produzent oder Konsument, sondern «Hüter» (*arariwa*), «Sorgender» und «Vermittelnder». Im Menschen kreuzen sich unterschiedliche- Komplementaritäten und Korrespondenzen, und in ihm kommt die Reziprozität allen Handelns zum Ausdruck, ohne die der Kosmos aus den Fugen gerät.

3. Das andine Kreuz als Sinnbild der Wirklichkeit (*Pacha*)

Es gibt viele Arten, wie man die rationale (nicht: rationalistische) und relationale Grundstruktur andinen Denkens darstellen und erklären kann. Ich greife an dieser Stelle auf die Figur des „andinen Kreuzes“ zurück, nicht nur weil wir uns in einem christlichen Kontext befinden, sondern auch weil es sich um ein ausgesprochen synkretistisches und zudem vor-koloniales Symbol handelt, das einen großen Reichtum an Bedeutungen und Interpretationsmöglichkeiten in sich birgt, aber vor allem eines ist: eine *Chakana*, also eine kosmische „Brücke“. Sowohl auf Quechua als Aymara wird es tatsächlich als *Chakana* bezeichnet, nicht zuletzt in der Verweisung auf das „Kreuz des Südens“ (*Crux*), das als astronomischer Prototyp des andinen Kreuzes dient.





Das „andine Kreuz“ scheint vor-kolonialen Ursprungs zu sein, auch wenn es während der Kolonialzeit vom christlichen Symbol „überlagert“ und dementsprechend uminterpretiert worden ist. Es findet sich in verschiedenen archäologischen Stätten (vor allem aus der Tiwanaku-Kultur), Textilien und Keramiken. Im Gegensatz zur in der christlichen Welt vorherrschenden Kreuzgestalt zeichnet sich das „andine Kreuz“ durch drei wesentliche Unterschiede aus:

1. Die senkrechten und waagrechten Arme sind gleich lang und ermöglichen deshalb eine vierfache Symmetrie, entlang der Waagrechten, der Senkrechten und den beiden Diagonalen.
2. Die Übergänge zwischen der Waagrechten und Senkrechten sind gestuft (vier Stufen insgesamt) und nicht brüsk und unvermittelt.
3. Die Mitte der *Chakana* wird von einer leeren kreisförmigen Scheibe „gefüllt“.

Auf dem Hintergrund dieser grundsätzlichen Bestimmung des andinen Denkens als „Denken in Beziehungen“ können wir es wagen, die drei unterschiedlichen Merkmale des „andinen Kreuzes“ zu interpretieren, bevor wir uns an eine tiefergehende Hermeneutik der *Chakana* machen.

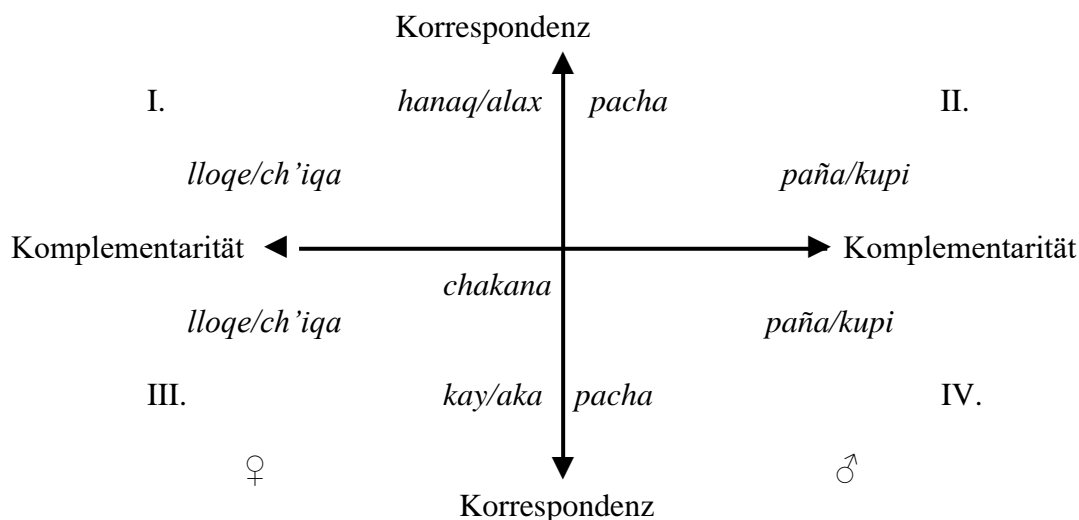
1. Die Senkrechte und Waagrechte als wesentliche Strukturelemente der Wirklichkeit (*pacha*) befinden sich in einer völligen Harmonie und einem perfekten Gleichgewicht. Zwischen „Oben“ und „Unten“, „Rechts“ und „Links“ herrschen keine Präferenzen oder Dominanzen vor; die mehrfache Symmetrie hält das Ganze im Gleichgewicht. Dieses Gleichgewicht basiert allerdings auf dem „Ausgleich“ von sich einander

gegenüberstehenden und ergänzenden Polaritäten: Oben und Unten, Links und Rechts, und nicht aufgrund einer monistisch interpretierten Seins-Metaphysik (das „Sein“ von Parmenides; das „Eine“ von Plotin; das „Absolute“ von Hegel).

2. Oben und Unten, Links und Rechts sind nicht unüberwindlich und unversöhnlich voneinander getrennt. Es gibt keinen „Abgrund“ (der platonische *Chorismós*) zwischen den Polen, sondern eine Vermittlung in jeder Hinsicht. Die Stufung versinnbildlicht den Stellenwert der vielen „Übergangsphänomene“ im andinen Raum, welche die Figur der *Chakana* (als Mittlerfigur an sich) gleichsam vervielfältigen und damit das vitale Beziehungsgeflecht erst ermöglichen, das die *Pacha* zutiefst bestimmt. Ohne Beziehung und Vermittlung gibt es im andinen Verständnis kein Leben.
3. Wo die beiden Strukturlinien der Waagrechten und Vertikalen (unsichtbar) zusammenkommen, befindet sich das unaussprechliche Geheimnis, der leere Raum, die fruchtbare Leere des Taoismus und der christlichen Mystik, das Nichts des Zen-Buddhismus und die Unverfügbarkeit des Geheimnisses des Lebens. Es ist die *Chakana* schlechthin, die „Brücke“ als „Beziehung der Beziehungen“, und dies könnte man in einem abendländischen Sinne als „Gott“ oder „göttliches Geheimnis“ bezeichnen.

4. Komplementarität, Korrespondenz, Reziprozität und Zyklizität

Aus dem Axiom der Relationalität leiten sich die erwähnten Prinzipien der Andinen Philosophie ab, die gleichermaßen für den Menschen wie die nicht-menschliche Wirklichkeit, das Göttliche, die Ahnen und die Himmelskörper gilt. Wenn wir dem „andinen Kreuz“ imaginäre Linien vertikaler und horizontaler Ausrichtung anlegen, entdecken wir eine rationale Struktur, die man als „Tetralektik“ bezeichnet: eine sich an der Vierzahl orientierende Logik oder Rationalität. Dabei geht es um zwei Hauptachsen, denen die entsprechenden Quadranten zuzuordnen sind.

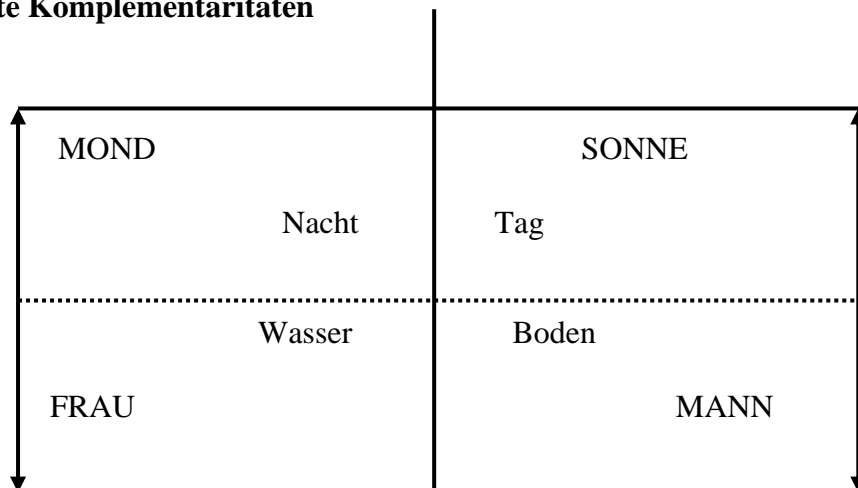


Die Prinzipien von Komplementarität und Korrespondenz gelten als die beiden wichtigsten Ausformungen des einen grundlegenden Relationalitätsprinzips (alles steht in Beziehung mit allem).

a) Das Komplementaritätsprinzip

Jedes Seiende und jedes Geschehen haben als Gegenpol eine Ergänzung („Komplement“) als notwendige Bedingung, um „vollständig“ zu sein und überhaupt existieren und handeln zu können. Ein isoliertes individuelles Seiendes (Monade) wird als unvollständig und mangelhaft betrachtet, wenn es sich nicht zu seinem Komplement in Beziehung setzt. Der Gegensatz macht die Beziehung nicht zunichte, wie in der abendländischen Logik, die sich am Widerspruchsprinzip orientiert. Der Gegensatz dynamisiert vielmehr die Wirklichkeit, wie die dialektische Logik und das östliche Denken im Allgemeinen betonen. Himmel und Erde, Sonne und Mond, Mann und Frau, Helligkeit und Dunkel, Tag und Nacht, Güte und Bosheit gehören für das andine Denken untrennbar zusammen. Das wahre „Seiende“, das heißt die Beziehung, ist eine Einheit von Gegensätzen, ein dialektisches oder dialogisches Gleichgewicht.

Wichtigste Komplementaritäten



Achse der
Komplementarität

b) Das Korrespondenzprinzip

Die grundlegende Relationalität manifestiert sich auf der kosmischen Ebene als Korrespondenz zwischen Mikro- und Makrokosmos, zwischen dem Großen und dem Kleinen. Die kosmische Ordnung der Himmelskörper, der Jahreszeiten, des Wasserkreislaufes, der klimatischen Phänomene und sogar des Göttlichen finden ihre Korrespondenz (das heißt: „entsprechende Antwort“) im Menschen und dessen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Beziehungen. Das Korrespondenzprinzip zieht die universale Gültigkeit des physischen Kausalitätsprinzips in Zweifel; die Verbindung zwischen Mikro- und Makrokosmos ist nicht in mechanischem Sinne kausal, sondern in symbolisch-repräsentativem. Deshalb besitzen die

„Übergangsphänomene“ wie die Bergspitzen, der Regenbogen, die Quellen, die Sonnenwenden und die Mondphasen einen numinosen und heiligen Charakter. Der Mensch repräsentiert mittels Symbolhandlungen, was sich im Großen abspielt, um sich auf diese Weise zu versichern, dass das Universum und die kosmische Ordnung weiterexistieren. Die andine Religiosität und Kosmo-Spiritualität („Kosmovision“) hat ihren Sitz im Leben in diesen „Übergangsphänomenen“, die immer prekär und gefährlich sind.

Wichtigste Korrespondenzen



Neben diesen beiden “metaphysischen” oder “pachasophischen” Prinzipien andiner Philosophie sollen kurz noch zwei weitere genannt werden, die für das Verständnis der andinen Weisheitstradition und Religion von entscheidender Bedeutung sind.

c) Das Reziprozitätsprinzip

Dieses Prinzip ist die ethische und soziale Anwendung des Komplementaritätsprinzips. Jede menschliche (aber auch göttliche) Handlung erfüllt erst dann ihre ganzheitliche Finalität, wenn ihr eine gleichwertige reziproke und komplementäre Handlung von Seiten des (der) andern Subjektes (Subjekte) entspricht. Eine einseitige Handlung beeinträchtigt das labile Gleichgewicht zwischen den Handlungsträgern, sowohl im wirtschaftlichen, politischen und ethischen, aber auch im religiösen Bereich. Was der Campesino (Bauer) der *Pachamama* (Mutter Erde) entnimmt, muss er ihr auf die eine oder andere Art zurückerstatten, auch sei es auf symbolische Weise. Das weit verbreitete System der Paten- und Gevatterschaft gründet im Reziprozitätsprinzip.

Die religiöse Beziehung zwischen Mensch und Gott bildet keinerlei Ausnahme hinsichtlich dieses Prinzips. Die abendländischen theologischen Begriffe der „Unerschütterlichkeit“ (*impassibilitas*) Gottes als *Actus Purus*, aber auch der „Gnade“ und der „Gerechtigkeit“, werden durch dieses Prinzip wesentlich beeinträchtigt.

d) Das zyklische Prinzip

Aufgrund der agrarischen Erfahrung konzipiert der andine Mensch Zeit und Raum (*pacha*) als etwas, das sich wiederholt. Die Unendlichkeit wird nicht verstanden als Linie ohne Ende, sondern als endlose Kreis- oder Spiralbewegung. Jede Spirale beschreibt einen Zyklus, sei es hinsichtlich der Jahreszeiten, der Generationenfolge oder der verschiedenen geschichtlichen Epochen. Das Novum als etwas absolut Unbekanntes existiert nicht im andinen Denken. Die Abfolge der Zyklen ist dialektisch und diskontinuierlich; jeder Zyklus endet mit einem kosmischen Umbruch (*pachakuti*), der den Auftakt zu einem neuen Zyklus, einer neuen Ära auf anderer Ebene bildet.

Die andine Bezeichnung für „Vergangenheit“ (*naira/ñawpa pacha*) meint wörtlich jenen „Raum/Zeit, den wir vor Augen (*naira/ñawi*) haben“, der sich also vor uns befindet. Dagegen verweist der Begriff der „Zukunft“ (*qhipa pacha*) auf jenen „Raum-Zeit, der sich im Rücken (*qhipa*) befindet“, also für uns unbekannt und unsichtbar bleibt. Um es in einem Bild auszudrücken: der andine Mensch bewegt sich, den Blick auf die ihm bekannte Vergangenheit als Orientierungspunkt gerichtet, rückwärts auf die noch unbekanntere Zukunft zu.

Aus diesem Grund kann die andine Eschatologie nicht als eine lineare Extrapolation der Gegenwart, sondern als eine Art „Apokatastasis“, also umfassende kosmische Wiederherstellung der *Pacha* gesehen werden, die gleichsam in Spiralförmigkeit mittels vieler Zyklen zu ihrer Vollendung gelangt.

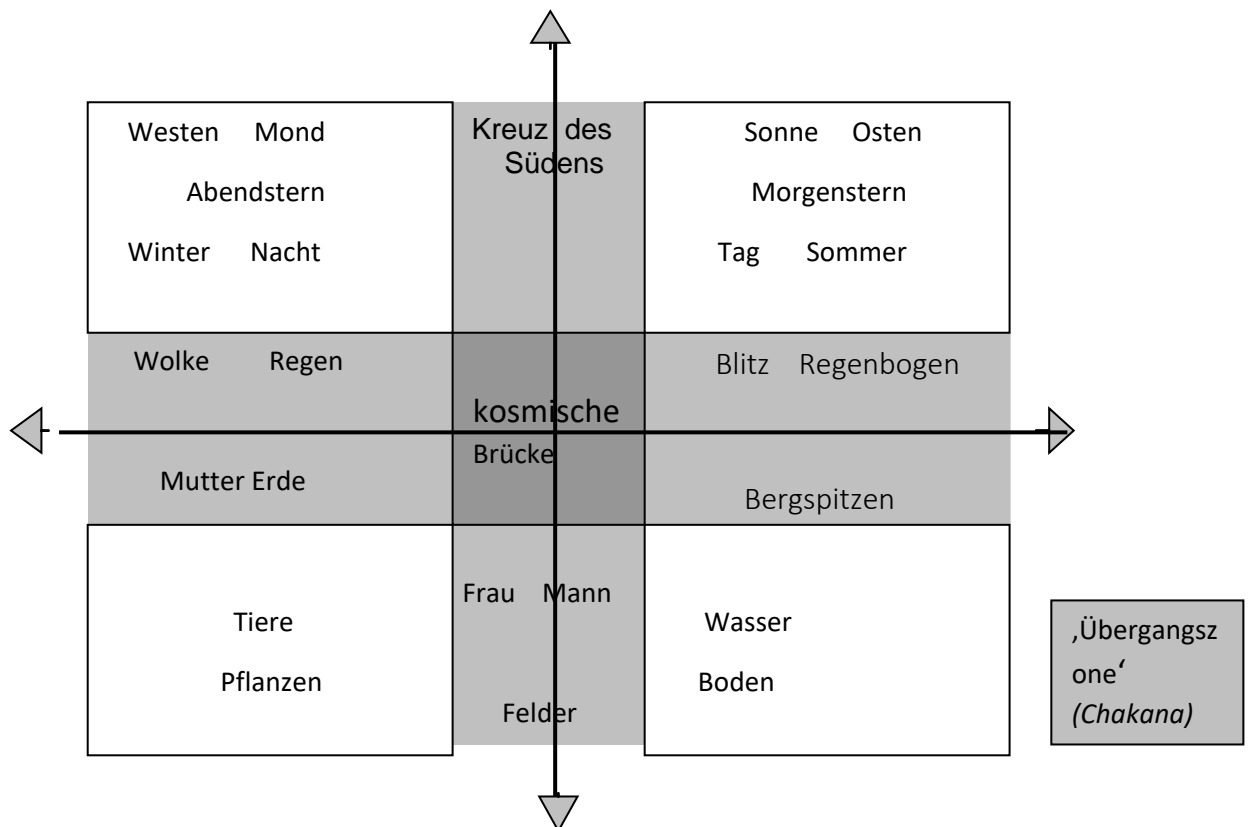
5. *Chakanas* oder „Übergangszonen“

Sowohl für die Andine Philosophie wie auch für Religion und Spiritualität stellen die so genannten „Übergangszonen“ die Verbindung und Beziehung zwischen der oberen raumzeitlichen Dimension (*hanaq/alax pacha*) und der konkreten Lebenswelt (*kay/aka pacha*), sowie zwischen der linken „weiblichen“ (*lloqe/ch'iq'a pacha*) und der rechten „männlichen“ (*pana/kupi pacha*) Dimension dar. Diese Zonen sind *Chakanas*, also „kosmische Brücken“, welche die jeweiligen Bereiche miteinander verbinden.

Grundsätzlich haben die Übergangszonen einen prekären Charakter, sodass sie der rituellen und symbolischen Begleitung des Menschen bedürfen, der selbst zu den so genannten „Übergangsphänomenen“ gehört und somit eine der wichtigsten *Chakanas* ist. Der spezifische „Ort“, also die kosmische Funktion des Menschen besteht in der andinen Philosophie darin, das Gleichgewicht und die universale Harmonie zu erhalten, zu fördern und gegebenenfalls wiederherzustellen. Dies geschieht insbesondere auf rituelle Art, aber auch im Sinne der „sexuellen Komplementarität“, die das Leben sicherstellt und die Fruchtbarkeit von Feldern und Vieh erhält.

Die andine Komplementarität ist eine solche der „Sexuität“, also der geschlechtlichen Polarität (*yanantin*), die immer das gegengeschlechtliche Gegenstück oder den entsprechenden Pol einschließt. Dabei handelt es sich um ein universales Merkmal (in abendländischen Begriffen: ein Transzendental) Andiner Philosophie und andinen Lebensgefühls; nicht nur die lebendigen Wesen haben ein „Geschlecht“, sondern auch Steine, Flüsse, Berge, die meteorologischen und astronomischen Phänomene, sowie das Göttliche. Um es von dem biologisch bestimmten Begriff der „Sexualität“ zu unterscheiden, ziehe ich den Begriff der „Sexuität“ vor.

Die andinen Rituale haben praktisch ohne Ausnahme zum Ziel, die Brücken zwischen oben und unten, Links und Rechts, Gestern und Morgen zu bewahren, zu verstärken und instand zu stellen. Die andinen RitualistInnen oder SchamanInnen, Frauen und Männer, sind „rituelle Brücken“ und werden daher auch von so genannten „Übergangsphänomenen“ wie dem Blitz initiiert. Sie sind imstande, das „Buch der Natur“ zu lesen, die Ahnen zu konsultieren und mit der *Pachamama* zu kommunizieren; der am besten ausgeprägte Sinn ist das Gehör und nicht der Gesichtssinn wie im Abendland, wie die legendarisch aufgeladene Begebenheit zwischen Atawallpa und Pizarro 1533 zeigt.



Die „Übergangsphänomene“ zwischen dem oberen und dem unteren Bereich sind vor allem die meteorologischen Phänomene wie Blitz, Hagel, Regen, Wolken und Nebel. Dazu kommen die Bergspitzen, „Ort“ der Ahnen und Schutzgeister, und deshalb auch „Ort“ der neuen christlichen „Gottheit“ *Apu/Achachila* Jesus Christus. Auch die *Pachamama* oder Mutter Erde ist eine *Chakana*, da sie Leben ermöglicht und den Bereich der Lebenswelt mit jener der „inneren“ Welt (*manqha/ukhuy pacha*) verbindet. Es gibt auch Tiere und Pflanzen, die *Chakanas* sind und sich vorwiegend in diesen „Übergangszonen“ aufhalten: Kondor, Vicuñas, Puma, Meerschweinchen, die Heilpflanzen und darunter vor allem das Koka-Blatt, das in den Anden „heiligen“ Charakter besitzt.

6. Ausblick: Zwei unterschiedliche Zivilisationen – zwei Philosophien

Als Zusammenfassung und zugleich Ausgangspunkt für den Beitrag des andinen «guten Lebens» (*Buen Vivir*) für die Debatte zur aktuellen Zivilisationskrise und mögliche Auswege

in unserem westeuropäischen Kontext, hier die schematische Gegenüberstellung der unterschiedlichen Positionen:

«Zivilisationsmodelle»:

Vorherrschende abendländische Moderne	Amerindianische Zivilisation
Substanzialität	Relationalität
Mechanizität	Organizität
Anthropozentrismus	Bio- und Kosmozentrismus
Analytizität	Holismus
Individualismus	Kommunitarismus
Linearität und Progessivität der Zeit	Zyklizität und Umkehrbarkeit der Zeit
<i>Homo faber</i>	<i>Homo cultivator</i>
<i>Principium tertii non datur</i>	<i>Principium tertii datur</i>
Ausschließender Dualismus	Einschließende Komplementarität
Natur als Gegenstand der Manipulation	Natur als lebendiger Organismus
Androzentrismus und Patriarchat	<i>Chachawarmi/qhariwarmi</i>
Apokalyptische Eschatologie	Retrospektive Utopien
Quantitativer Charakter der Zeit	Qualitativer Charakter der Zeit

«Entwicklungsmodelle»:

Kapitalistische Entwicklung	Das indigene “Gut Leben”
Das wirtschaftliche und finanzielle Wachstum ist unbegrenzt.	Ein unbegrenztes Wachstum ist der Krebs.
Das „Gut Leben“ ist nur möglich mittels des „Besser Lebens“.	Wir sind gleich, aber zugleich verschieden; das „Besser Leben“ geht auf Kosten Anderer.
Der menschliche Egoismus ist die Triebfeder des wirtschaftlichen Wachstums.	Die gegenseitige Hilfe (<i>ayni</i>) ist der Motor des “Gut Lebens”.

Die Konkurrenz unter den menschlichen Subjekten ist die Grundlage für den Reichtum.	Die Solidarität und Komplementarität bringen Lebensqualität hervor.
Die persönlichen Laster (Gier; Egoismus, Eifersucht; usw.) werden zu öffentlichen Tugenden (Mandeville).	Die andine Trilogie hat sowohl im Persönlichen als Öffentlichen Gültigkeit: <i>ama suwa, ama llulla, ama qella!</i>
Der freie Markt (Nachfrage und Angebot) trägt zur sozialen Gerechtigkeit bei.	Der freie Markt fördert die Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten.
Die Natur ist Objekt und Produktionsmittel.	Die Natur ist unsere lebendige Mutter.
Alles ist quantifizierbar.	Die Qualität hat Vorrang vor der Quantität.
Die Welt ist eine Maschine.	Die Welt ist <i>Pacha</i> , geordneter Organismus im Gleichgewicht.
Das Leben kann auf das Mechanische zurückgeführt werden.	Das Leben ist ein Merkmal all dessen, was existiert (ein <i>Transcendentale</i>).
Die natürlichen Ressourcen sind Produktionsmittel.	Die natürlichen Ressourcen sind die Lebensgrundlage.
Das Geld schafft Reichtum (“produziert”).	Nur die Natur produziert.
Die Entwicklung trägt zum Glück bei.	Das “Gut Leben” ist Ausdruck des Glücks.